Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen

Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband

Band: 21 (1969)

Heft: 16

Rubrik: Die Welt in Radio und Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jesus im Marxistischen Denken

FH. Christentum und Marxismus gehören beide zu den Realitäten unserer Epoche — dies scheint man heute auch in weiteren marxistischen Kreisen eingesehen zu haben. Zwar beharrt ein orthodoxer Marxismus, wie er von Moskau und seinen Anhängern offiziell vertreten wird, auf seinem atheistisch ablehnenden Standpunkt, den darzustellen ebenso überflüssig wie unergiebig ist. Doch gibt es heute auch flexiblere Formen, undogmatische, die sich um neue Erkenntnisse bemühen, die wir nicht unbeachtet lassen sollten.

Der Deutschlandfunk hat kürzlich in einer Sendung das Thema behandelt, das der Titel anzeigt. Zwar steht auch dieser Marxismus, — der selbstverständlich von Moskau als «aufgeweicht», «abtrünnig» usw. bezeichnet wird, — auf dem Boden des Atheismus. Doch ist seine Einstellung gegenüber Christus als der zentralen Gestalt nicht mehr die gleiche wie früher.

«Jesu Christi Person und Lehre dürfen nicht aus unserer Kultur beseitigt oder für ungültig erklärt werden, wenn diese Kultur weiterexistieren und sich vervollkommnen soll. Es darf nicht, ohne die Kontinuität unseres geistigen Lebens grundsätzlich zu unterbrechen, die Gestalt dieses Mannes, der durch Jahrhunderte nicht nur einfach ein Lehrer von Dogmen, sondern ein Vorbild herrlichster, menschlicher Werte gewesen ist, plötzlich ins Unwesentliche zurücksinken.» Diese Sätze stammen nicht von einem Theologen, sondern von einem nicht-orthodoxen Marxisten, dem polnischen Philosophen Kowalkowski. Dass er sie sagen konnte, ist bezeichnend für die offenen Formen undogmatischen Denkens, die der 20. kommunistische Parteitag 1956 ausserhalb der Sowjetunion in Europa ermöglicht hat. Bis dahin war Christus im Gefolge von Engels verdrängt, totgeschwiegen worden.

Freilich scheint die Beschäftigung mit Jesus nur dem Interesse Einzelner zu entspringen. Eine innermarxistische Diskussion über ihn, etwa analog jener über Kafka, hat es bis jetzt nicht gegeben. Doch nehmen alle heute die historische Forschung zur Kenntnis und sind überzeugt, dass die Beschäftigung mit Christus kein exotischer Spass, sondern eine notwendige Sache ist, weil ein reformierter Marxismus, der sich als «Erbe der gesamten Kultur der Vergangenheit» begreift, damit auch Jesus als Teil dieses Erbes begreifen muss.

Kowalkowski, 1966 nach mehr als zwanzigjähriger Mitgliedschaft bei der kommunistischen Partei in Warschau aus dieser ausgeschlossen, jetzt als Gastprofessor in Canada lehrend, versucht in einem Vortrag unter Berufung auf eine lange Tradition etwas zu geben, was er eine rein philosophische Deutung Jesu nennt, eine, die weder historisch, noch psychologisch, noch religionswissenschaftlich ist. Dabei weiss Kowalkowski sehr gut, dass Jesus kein Philosoph gewesen ist, sondern dass er als Philosoph Jesus verstehen will. Das bedeutet konkret zweierlei: erstens will Kowalkowski nur jene Wahrheiten erfassen, die dank der Lehre Jesu in die geistige Beschaffenheit der Welt dauerhaft eingegangen und nicht mit christlichen Dogmas spezifisch verbunden sind. Er will aber damit auch festhalten, dass diese Wahrheiten von Jesus nicht nur verkündet, sondern auch gelebt wurden, also von seiner Person nicht getrennt werden können. Der Urheber ist eben gleichzeitig eine lebende Illustration dafür, dass sich diese Wahrheiten wirklich leben lassen. Die philosophische Deutung Jesu, die Kowalkowski versucht, lehnt also jeden Offenbarungscharakter ab und beschränkt sich auf philosophische Gegenstände, versteht sich jedoch in dieser Beschränkung als Nachfolge.

Von den erwähnten Wahrheiten nennt Kowalkowski fünf, ohne vollständig sein zu wollen. An erster Stelle steht für ihn die Aufhebung des Rechts zugunsten der Liebe. Durch diesen Gedanken erlangte die europäische Kultur das Bewusstsein, dass die Bindung zwischen den Menschen auf dem Vertrauen beruht und die Bindung einen Vertrag ungültig macht. Dass dort, wo Vertrauen und Liebe das gegenseitige Zusammenleben organisieren, ein Vertrag überflüssig wird, ebenso die Beziehung auf Rechte und Pflichten.

Die zweite, wichtige Wahrheit: Die Aussicht auf Gewaltverzicht zwischen den Menschen. Kowalkowski sagt ausdrücklich «Aussicht» und nicht Forderung, denn die Idee von einem Leben ohne Gewalt ist weder dumm noch utopisch, wie das Beispiel Jesu beweist. Er verzichtete auf Gewalt, kämpfte jedoch ununterbrochen um den eigenen Standpunkt, und indem er selbst sein Leben liess, brach er den Widerstand jener, die der Gewalt zusprachen.

Die dritte Wahrheit: dass der Mensch nicht nur von Brot allein lebt. Eine Banalität, jedoch alles, was Christus verkündete, wurde nach Jahrhunderten banal, sofern es sich in der Kultur behauptete. Erst durch ihn konnte es banal werden.

Die vierte Wahrheit: Die Aufhebung der Idee eines auserwählten Volkes. Nämlich, dass die fundamentalen menschlichen Werte das Eigentum aller sind, und dass die Menschheit e i n Volk darstellt. Diese Idee wurde dank der Lehre Jesu ein unveräusserlicher Bestandteil unserer geistigen Welt.

Fünfte Wahrheit: Das organische Elend der Endlichkeit. Man kann sich inständig bemühen und stets darum kämpfen, alles an den menschlichen Existenzbedingungen zu verändern was sich überhaupt ändern lässt, und dennoch wissen, dass das Absolute unerreichbar ist. Dass eine bestimmte, organische Gebrechlichkeit unserer Existenz keiner Ausbesserung unterliegt, dass in uns eine fundamentale, mit der menschlichen Existenz verbundene Unfähigkeit existiert. Kowalkowski schliesst: «Christus lehrte, ohne zur Gewalt zu greifen, wie man sich selbst und der Welt die Stirne bieten kann. Daher war er das Vorbild jenes radikalen Authentizismus, in dem erst jeder Mensch seinen eigenen Werten wahres Leben verschaffen kann.»

Dieser marxistische Text über Jesus sieht wenig marxistisch aus. Dies zeigt sich nicht nur hinsichtlich der Sprache, sondern auch darin, dass Kowalkowski die fünf Wahrheiten in keine ausdrückliche Beziehung zu marxistischen Begriffen setzt. Er begründet nicht, warum sie auch für einen Marxisten da sind. Er verliert keine Silbe darüber, ob der Marxismus diese Wahrheiten schon kennt oder sie übernehmen sollte. Es ist nicht taktische Zurückhaltung, sondern folgt unmittelbar aus der Rolle, die Kowalkowski dem Marxismus in seiner Philosophie gibt. Marxismus und Philosophie sind für ihn nicht dasselbe. Für sich betrachtet ist Marxismus eines der historischen Gebäude in der Geschichte menschlichen Denkens und als solches eben Geschichte geworden. Für das gegenwärtige Denken bezeichnet Marxismus nicht mehr und nicht weniger als die Anregung, ob der historische Marxismus auch heute noch gilt. «Der Begriff Marxismus bedeutet kein universelles System» schreibt er, «sondern eine eigene, lebendige Inspiration innerhalb einer eigenen Art der Weltbetrachtung. Es besteht deshalb gar kein Zwang, die von Jesus ausgegangene Inspiration als marxistisch zu erweisen oder in ein marxistisches System einzuführen.»

Mit dieser Sicht bleibt Kowalkowski freilich ein Aussenseiter unter den undogmatischen Marxisten. Für sie ist das von Marx herkommende Denken keineswegs nur eine lebendige philosophische Inspiration innerhalb einer eigenen Art der Weltbetrachtung, sondern die Methodenlehre für ein universales System der Weltbetrachtung und Weltbewältigung, die alle bisherigen Erfahrungen der Menschheit in sich aufnimmt und für neue Erfahrungen offen hält. Ein Marxismus mit Erfahrung stösst aber auch wieder neu auf das Phänomen der Religion. Das hat zwei Gründe. Der erste ist die Einsicht, dass die dogmatisch marxistische Religionskritik nicht Stich hält, Religion sei ihrem Wesen nach nichts anderes als der verhinderte Widerstand zwischen Ausbeutung und Herrschaft in den Köpfen der Beherrschten, und ihrer Funktion nach nichts anderes als ein Mittel der Oberen, die Unteren folgsam zu machen. Der undogmatische Marxismus lässt dies für die konkreten Erscheinungsformen organisierter Religionen gelten, aber nicht für die Religion an sich, zumal nicht in der Form, wie sie sich in ihren Anfängen zeigt. Was manchmal in phantastischer Form am Himmel aufscheint, sind Erkenntnisse über das Menschsein und Erfahrungen über das Menschsein, die keineswegs illusionär sind und deshalb auch nicht zusammen mit ihrer religiösen Verkleidung auf den Abfallhaufen der Geschichte gehören, jedenfalls nicht, bevor sie geprüft sind. — Diese Prüfung ist für den unhistorischen Marxismus nun nicht so etwas wie eine historische Wiedergutmachung. Denn — und das ist der zweite Grund, warum Religion wieder interessiert — es hat sich herausgestellt, dass der Mensch zu seiner wahren Wirklichkeit nicht schon allein dadurch kommt, dass man sozialistische Produktionsverhältnisse schafft.

(Schluss folgt.)

Der Papstbesuch in Genf am Fernsehen

Papst Paul VI. erschien uns evang. Schweizern in Genf aufs Ganze gesehen als ein grosszügiger, toleranter und unserem Land und seinen Bürgern wohlgesinnter Mensch. Die betonte Bescheidenheit war sympathisch. Die immer wieder als Gestus der Freundschaft ausgestreckten Hände wirkten oft rührend, oft löste diese Gebärde sogar ein gewisses Mitgefühl mit seiner Heiligkeit aus, wenn man entdeckte, wie spärlich die Zuschauer am Strassenrand verteilt waren, denen der Gruss galt. Vor dem Eingang zum Zentrum des Weltkirchenrates hat Papst Paul VI. sogar einen Mann, offensichtlich überzeugtes Glied seiner Kirche, der ihm die Hand küssen wollte, mit schneller und dezidierter Handbewegung wieder aufgerichtet. Das alles hat die evangelischen Zeugen dieser Ereignisse mit Achtung für den hohen Gast erfüllt.

Freilich haben die Fernsehübertragungen von insgesamt rund 7 Stunden Dauer noch andere Aspekte offenbart. Während Herr Gautschi als gewiegter Berichterstatter in gelöster Weise gute Information brachte und seine evangelischen und katholischen Fachleute reichlich zu Wort kommen liess, liess der katholische Kommentator keine Gelegenheit vorbeigehen, um das spezifisch katholische Anliegen zur Geltung zu bringen. Das war bestimmt sein gutes Recht und er tat es auch überlegt, gut vorbereitet. Mehrfach wurde deutlich hervorgehoben, dass der Papst nun die Calvinstadt besuche, doch fiel diese, die Sensation des Ereignisses anleuchtende Formulierung bald einmal ins Leere, weil es offenbar nicht zu einer «veni-vidi-vici»-Stimmung kam. Dazu hat allerdings der Papst selber, beispielsweise durch die Weisung einfacher Bekleidung für seinen Hofstaat, viel beigetragen. Dem aufmerksamen Zuschauer ist dann aber auch aufgefallen, dass einige wesentliche katholische Politica in den Kommentar eingeflossen sind, und so dem ganzen Schweizer Volk neu in Erinnerung gerufen wurden.

Als der Empfang im Genfer Grossratssaal stattfand, flocht der katholische Kommentator scheinbar gewichtslos die Bemerkung ein: «Was werden die Herren nun reden? An Themen dürfte es ihnen nicht fehlen. Bern hätte wie Washington mit dem Heiligen Stuhl einiges zu besprechen, vielleicht etwa die Errichtung diplomatischer Beziehungen.» Die Hoffnung der Schweizer Katholiken wurde also hier offiziell in einem TV-Kommentar formuliert, während z.B. die Hoffnung der Schweizer Protestanten in bezug auf eine neue Regelung der Mischehenfrage im Sinne der im Konzil formulierten Gewissensfreiheit unerwähnt blieb.

Als der Papst in die Altstadt einfuhr, vergass man nicht (es war durchaus berechtigt), auf Michael Servet hinzuweisen, der vom protestantischen Genf verbrannt worden war (protestantisch wurde durch Wiederholung betont). Geschickt unterschlug man dabei die einem grossen Teil der Bevölkerung unbekannte Tatsache, dass der Trinitätsleugner Servet von der katholischen Inquisition verfolgt und in das Netz des calvinistischen Genf gejagt worden war.

Dass das 325 000 Einwohner zählende Genf heute eine mehrheitlich katholische Stadt sei, wurde mehrmals im Kommentar betont. Dass diese Mehrheit nur ein Prozent beträgt, wurde mit keinem Wort angedeutet und ebensowenig darauf hingewiesen, dass diese Tatsache vor allem ein soziologisches Faktum ist und einerseits durch die savoyardische Zuwanderung, andererseits durch die Gastarbeiteransiedlung bewirkt ist. Man hätte beispielsweise (dies wäre ein freundlicher Gestus gewesen) darauf hinweisen können, dass aus analogen Gründen die Stadt Solothurn, Bischofssitz, heute eine mehrheitlich protestantische Stadt ist.

Die Farbübertragung aus dem Weltkirchenrat, die das Deutsche Fernsehen besorgt hatte, enttäuschte. Der grüne Teppich mit der an sich beachtlichen Symbolik, der im Zentrum war, wirkte für den Farbfernseher beleidigend hässlich. Man hatte überhaupt beim Weltkirchenrat auf der ganzen Linie den Eindruck, diese Reportage sei nicht sorgfältig genug vorbereitet worden. Besonders störend wirkte das fortwährende Durcheinander verschiedener Kommentatorenstimmen, die nicht als Geräuschkulissen wirkten, sondern das Verstehen der deutschen Erläuterungen erheblich erschwerte. Nachträglich wurde bekannt, dass das Versagen zum Teil auf das unprotokollarische Verhalten des Papstes, der anhielt und die Herren des Weltkirchenrates auf sich zuschreiten liess, zurückzuführen war.

Die Uebertragung der stillen Andacht aus der sehr schönen ökumenischen Kapelle wirkte am Bildschirm eher flach und unbeholfen. Dies vor allem für den Zuschauer, der diese Kapelle kannte und die optischen und farblichen Möglichkeiten in Betracht zog, die dieser Ort für eine optische Ausformung der Meditation geboten hätte. Dass der Papst sein «nous sommes Pierre» = ich bin Petrus mit solcher Dezidiertheit sprach, kann man verstehen; es hätte aber wohl für den evangelischen Teil der Bevölkerung eines freundlich erläuternden Kommentars bedurft.

Die Messe im «Parc de la Grange» war von der ORTF, die nach unseren Erfahrungen darin recht gut spezialisiert ist, eine recht deutliche Präsentation der katholischen Dominanz. Sie wirkte freilich nach allem, was vorher auch durch das Fernsehen aufgedeckt worden war, nicht mehr ganz überzeugend. Es stellt sich überhaupt die Frage, inwiefern durch das Mittel Fernsehen nicht die ortsbedingte Anpassung (vergl. Bogotà oder Rom) irgendwie illusorisch wird, weil der Zuschauer dann im Grunde nicht mehr weiss, welches Bild des Heiligen Vaters nun eigentlich Gültigkeit hat, das der Bescheidenheit oder das der Machtentfaltung.